

Herbst 2014

weltweit

Das Magazin der Jesuitenmission



Liebe Freundinnen und Freunde unserer Missionare und Partner weltweit!



Seit mehreren Monaten haben wir keine Nachrichten von Pater Alexis Prem Kumar. Der 47-jährige indische Jesuit wurde am 2. Juni in Afghanistan entführt. Eigentlich wollte sein Mitbruder Stan Fernandes, Regionaldirektor des Flüchtlingsdienstes der Jesuiten (JRS) in Südasien, uns genau in dieser Woche in Nürnberg besuchen. Wegen der Entführung von Prem sagte er die Reise ab und alle JRS-Projekte in Afghanistan wurden vorübergehend geschlossen. Die Entführung von Prem ist ein Schock für alle: für die afghanischen Mitarbeiter beim JRS, für Freunde und Familienangehörige in Indien, für seine Mitbrüder überall auf der Welt.

Prem's Entführung ist auch ein harter Schlag für die kleine Schule in Sohadat nahe der afghanischen Stadt Herat. Mädchen lernen hier genauso wie Jungen und die Schule wird von einer afghanischen Direktorin geleitet. Es könnte sein, dass die Förderung von Mädchen und Frauen einigen Gruppierungen in Afghanistan ein Dorn im Auge war. Prem, der die JRS-Projekte in Afghanistan leitet, wurde bei einem Besuch der Schule von einer Gruppe bewaffneter Männer entführt. Seit 2008 begleitet der Flüchtlingsdienst der Jesuiten zurückgekehrte Flüchtlinge in Afghanistan. Vor allem Schulbildung sowie technische und universitäre Ausbildung gehören zu den Schwerpunkten der Projekte in Bamiyan, Kabul und Herat.

Während die Schule in Sohadat bis zur Freilassung von Prem geschlossen bleibt, haben die anderen JRS-Projekte in Afghanistan ihre Arbeit mittlerweile wieder aufgenommen. Es ist ein Gefühl tiefster Hilflosigkeit und größter Sorge, nicht zu wissen, wo Prem ist und wie es ihm geht. Der Einsatz in Krisengebieten kann gefährlich sein. Und trotz des Vertrauens, dass nicht alles allein in menschlicher Hand liegt, bleibt die Angst um diejenigen, die dort arbeiten. Das begleitende Gebet aus der Ferne, um das ich Sie für Prem und alle Mitbrüder in Krisengebieten bitte, ist nicht nur ein ermutigendes Zeichen, sondern schenkt Kraft. Das höre ich immer wieder und darauf vertrauen wir.

Herzlichen Dank für Ihre Unterstützung,
Ihr



Klaus Vähröder SJ
Missionsprokurator



Titel Laos:

Motsom kennt ihre Mutter, die
inhaftiert ist, nur über Briefe.

Rücktitel Kongo:

Flüchtlinge lernen noch in hohem
Alter Lesen und Schreiben.

Der Geist der Liebe → 4

Die Arbeit der Gefängnisseelsorge in Thailand

Zum ersten Mal im Gefängnis → 8

Kathrin Prinzing berichtet von ihren Eindrücken

Unsere Spendenbitte → 11

Helfen Sie den Häftlingen und ihren Familien!

Was tut ein Missionar? → 12

Eine Antwort aus der Türkei von Stefan Hengst SJ

Vorfreude auf Mweso → 16

Felix Polten SJ wird kongolesische Flüchtlinge begleiten

Kind einer neuen Zeit → 18

Eine Meditation von Joe Übelmesser SJ

Weite Wege und kalte Winter → 20

Stephan Lipke SJ fühlt sich in Russland zu Hause

Von Rumänien nach Taizé → 23

Zwei Freiwillige organisieren eine erstaunliche Pilgerfahrt

Wie sehen wir Afrika? → 26

Hinweise von Achille Bundangandu SJ und Rodrigue Naortangar SJ

Die Würde des Leidenden → 30

Gedanken und Erfahrungen von Peter Balleis SJ

weltweit notiert → 32

Aus der Jesuitenmission: Nachrichten und Termine



Khao Bin Gefängnis
in Thailand: Singen
mit dem Team der
Gefängnisseelsorge.

Der Geist der Liebe

Nopparut Ruankool ist ein junger thailändischer Jesuit, der im Team der Gefängnisseelsorge in Bangkok mitarbeitet und uns einen Einblick in die Welt hinter Gittern gibt.

Ngen Indawong aus Laos wollte das Beste für ihr Baby. Der Vater ihres Kindes, ein Soldat, hatte Ngen schon vor der Geburt von Motsom verlassen. Und so suchte sie nach einem Weg, um für sich und ihre Tochter ein Auskommen zu verdienen. Eine Reise nach Thailand klang verheißungsvoll. Sie ließ die kleine Motsom in der Obhut ihrer Eltern und nahm das Angebot an. Ein schwerer Fehler, wie sich herausstellen sollte. Ngen wurde in Thailand sofort verhaftet und wegen Drogenbesitzes zu 50 Jahren Gefängnis verurteilt. Das war 2008 und Motsom war gerade erst ein Jahr alt.

Verdiente Strafe

Es gibt nicht viele Untersuchungen, wie Leute über Häftlinge denken. Wenn wir jedoch das Thema beiläufig anschneiden, sagen uns die meisten Thailänder, dass die Gefangenen ihre Strafe verdienen. Das mag kein Problem sein, wenn wir über Gerechtigkeit reden. Aber diese Haltung wirft Schwierigkeiten auf, wenn sie uns daran hindert, für Inhaftierte zu sorgen und ihnen eine zweite Chance zu geben. Ohne dass wir es merken, zerstören unsere Vorurteile die Hoffnung der Gefangenen, ihr Leben zu ändern und bessere Menschen zu werden.

Recht auf Reue

Durch unsere Arbeit in der Gefängniseseelsorge wollen wir klarmachen, dass jeder Häftling seine menschliche Würde behält. Die Verurteilten mögen in der Vergangenheit Fehler gemacht haben, aber jeder und jede einzelne hat das Recht, zu bereuen und eine neue Chance auf Rückkehr in die Gesellschaft zu bekommen. Wir wollen zeigen, dass sie es wert sind, von anderen respektiert und geliebt zu werden. Dieser Gedanke war der Samen, den der französische Jesuit Olivier Morin gesät hat, als er vor über zwanzig Jahren mit der Gefangeneneseelsorge in Bangkok begonnen hat.

Einsitzen in der Fremde

Im Jahr 1991 bat die französische Botschaft Pater Olivier, einen afrikanischen Gefangenen zu besuchen, der wegen Drogenschmuggels angeklagt worden war. Die Strafe für Drogendelikte ist in Thailand sehr hoch. Der Besuch von Pater Olivier beeindruckte viele Inhaftierte und sie baten darum, dass er sie ebenfalls besuchen dürfe. Das brachte Pater Olivier auf die Idee, einen Besuchsdienst für ausländische Häftlinge zu starten, die in thailändischen Gefängnissen fernab ihrer Heimat einsitzen und nur in den seltensten Fällen Besuch von Familiengehörigen bekommen.

Glücklich über jeden Besuch

Die Gefangeneneseelsorge trägt dazu bei, dass Insassen neuen Mut fassen. Dabei helfen die verschiedenen Aktivitäten wie das Teilen eigener Erfahrungen, das Erzählen von Geschichten, das gemeinsame Spielen und Singen, der Besuch der Kranken und das Mitbringen von Klei-

nigkeiten, die im Gefängnis nur schwer erhältlich sind. Ein ehemaliger Häftling schrieb über seine Begegnung mit Pater Olivier: „Er brachte uns immer Kekse, Shampoo, Seife und Zahnpasta mit. Seine sanfte Stimme, sein Gesicht, seine Augen und seine Berührungen sagten sehr viel über seine Liebe und sein Mitgefühl für uns. Die Gefangenen waren zweifellos über jeden Besuch glücklich. Oft war das einzige Wort, das gesprochen wurde: Danke! Aber es war, als würden sein Lächeln und seine freudig leuchtenden Augen offenbaren, was er uns aus tiefstem Herzen sagen wollte.“

Übergabe an Kep

Im Jahr 2009 übergab Pater Olivier die Leitung der Gefangeneneseelsorge an Vilaiwan Phokthavi, die von allen Kep genannt wird. Sie war zuvor zwanzig Jahre beim Flüchtlingsdienst der Jesuiten (JRS) und ist dem Orden

Frauengefängnis in der Provinz Ratchaburi:
Ein gemeinsames Spiel bringt alle zum Lachen.





Sangs Eltern wussten zwölf Jahre lang nicht, ob ihr Sohn noch lebt. Pater Olivier (unten) fährt schwer bepackt ins Gefängnis.



sehr verbunden. Zwei ihrer Brüder sind Jesuiten. Mit ihrer Erfahrung in sozialer Arbeit und Administration sowie ihrer ignatianischen Spiritualität führt sie die Gefängnisseelsorge im Geist von Pater Olivier weiter und passt sie aktuellen Herausforderungen an. Neben Kep sind wir sechs hauptamtliche Mitarbeiter, alle mit sehr unterschiedlichen Hintergründen und Ausbildungen, aber mit einem gemeinsamen Ziel: den Gefangenen zu helfen und für sie da zu sein.

Krank im Gefängnis

Momentan besuchen wir Inhaftierte in elf Gefängnissen, fünf in Bangkok und sechs in anderen Provinzen. Es gibt mehr als 1000 ausländische Insassen aus mehr als 40 Ländern. Im Gefängnis zu leben, ist schon schwierig genug. Aber wirklich furchtbar wird die Situation für Häftlinge, die krank werden und niemanden haben, der sich um sie sorgt. Einmal besuchte Kep gemeinsam mit Pater Olivier einen Patienten, der einen entsetzlich angeschwollenen Bauch hatte. Sie ver-

suchte wegzuschauen, aber Pater Olivier ergriff ihre Hand und die Hand des kranken Gefangenen. So standen sie eine Weile ganz still. Der Mann begann zu weinen und gleichzeitig zu lächeln. Dieser Moment gab Kep den Mut, den Gefangenen ohne Angst zu begegnen.

Familienbesuche in Laos

In den vergangenen Jahren haben wir auch die Vernetzungsarbeit mit Rechtsanwälten und Organisationen wie Amnesty International gestärkt und einen Austausch mit der von Jesuiten getragenen Gefängnisseelsorge in anderen Ländern aufgebaut. Ein weiteres, wichtiges Arbeitsfeld ist der Kontakt zu den Familien. Es gibt nichts, was Gefangene glücklicher macht, als Neuigkeiten von ihren Familien zu hören. Da viele aus armen Familien und entlegenen Orten in Laos und Nepal stammen, ist es nicht einfach, in Verbindung zu bleiben. So haben wir begonnen, mit einigen Teammitgliedern nach Laos und Nepal zu reisen, um Briefe, Fotos und Nachrichten zu überbringen. Die Jesuiten vor Ort unterstützen uns dabei sehr. Auf unserer letzten Tour haben wir 22 Familien in Laos besucht.

Zwölf Jahre ohne Lebenszeichen

Auf der Suche nach Sangs Familie, der 2002 wegen Drogendelikten zu lebenslanger Haft verurteilt wurde, wiesen uns Passanten in Viengkam den Weg zu einem kleinen Marktstand. Dort fanden wir die Eltern. Als wir ihnen seinen Brief und ein Foto von ihm gaben, waren sie überglücklich, obwohl ihre tiefe Traurigkeit niemals ganz verschwand. Sie erzählten uns,

dass Sang als Jugendlicher schwierig und wild war, immer mit Freunden unterwegs und oft nicht nach Hause kam. Als er aber ganz verschwand und jahrelang nicht mehr auftauchte, machten sie sich große Sorgen. Sie gingen zu Wahrsagern, um etwas über das Schicksal ihres Sohnes zu erfahren. Einige sagten, er sei schon tot, andere sagten, er würde noch leben. Die Ungewissheit brach ihnen das Herz. Mit unserem Besuch erhielten sie zum ersten Mal in all den Jahren ein Lebenszeichen von ihrem Sohn.

„Wir lieben und vermissen sie!“

Hong Fueng sitzt ebenfalls in lebenslanger Haft. Auch ihre Familie hatte seit über zehn Jahren nichts mehr von ihr gehört. Ihr Ehemann hat vor zwei Jahren wieder geheiratet, da er dachte, Hong sei schon lange tot. Einer ihrer drei Söhne ist mittlerweile gestorben. Der zweite Sohn ist buddhistischer Mönch geworden. Der dritte musste sein Studium aufgeben und arbeitet nun auf dem Markt an der Grenze zwischen Laos und Thailand. Hongs Ehemann gab uns einen Brief für sie mit und sagte uns zum Abschied: „Bitte erzählt ihr nicht, dass einer unserer Söhne gestorben ist und dass ich neu geheiratet habe. Sagt ihr, dass es allen gut geht und dass wir sie lieben und vermissen!“

Motsom ohne Mutter

Sehr nahe ging uns die Begegnung mit Motsom, der kleinen Tochter von Ngen Indawong, die zu 50 Jahren verurteilt wurde und Motsom als Baby in Laos zurückgelassen hat. Es ist so traurig, dass Ngen keine Möglichkeit hat, zu erleben, wie ihr Baby zu einem

hübschen und wissbegierigen Mädchen herangewachsen ist. Motsom ist jetzt sieben Jahre alt und lernt eifrig in der Schule. Mit den Jesuiten in Laos haben wir vereinbart, dass sie sich um die Familie und die Schulbildung von Motsom kümmern werden. Das ist für uns und vor allem auch für ihre Mutter Ngen eine große Erleichterung. Ngen ist im Gefängnis gelandet, weil sie etwas Illegales getan hat. Sie hat sich darauf eingelassen, weil sie das Beste für ihre Tochter wollte. Die Trennung von Motsom ist für beide eine Strafe.

„Du bist größer als deine Fehler“

In unserer Arbeit begegnen wir allen Inhaftierten im Geist der Liebe. Wir glauben, dass diese Liebe das Leben und die Überzeugungen der Gefangenen mehr ändern wird als strikte Strafen. Pater Olivier sagte immer: „Du bist größer als deine Fehler.“ Dieser Glaube an die menschliche Größe und an die Kraft der Liebe ist das Fundament unserer Arbeit.

Nopparut Ruankool SJ



Motsom, deren Mutter im Gefängnis ist, zeigt stolz ihr Schulheft. Die Familien in Laos freuen sich über den Besuch von Kep (unten) und ihrem Team.





Zum ersten Mal im Gefängnis

Kathrin Prinzing, die in der Jesuitenmission für die Spenderbetreuung zuständig ist, hat das Team der Gefängnisseelsorge in Bangkok begleitet und berichtet von ihren Eindrücken.

Bist du aufgeregt?“, fragt mich Bee am ersten Morgen in Bangkok auf dem Weg zum Auto. Bee heißt eigentlich Nopparut Ruankool. Der junge Jesuit gehört zum Team der Gefängnisseelsorge. Ja, ich bin aufgeregt. Nicht nur, dass ich noch nie zuvor in einem Gefängnis war, vor allem war ich noch in keinem thailändischen Gefängnis. Im Auto warten schon Kep, die Leiterin der Gefängnisseelsorge, und Sam, ein weiterer Mitarbeiter. Wir sind auf dem Weg in das Gefängnis Pattumtani.

Ungewissheit in überfüllten Zellen

Kep gibt mir im Auto eine Einführung darüber, was es bedeutet, Gefängnisinsasse in Thailand zu sein. Für die meisten heißt das ein Leben in Ungewissheit, überfüllte Zellen und mangelhafte Versorgung. In Pattumtani teilen sich 20 bis 40 Mann eine Zelle von 9 x 4 Metern. Niemand muss Hunger leiden, aber der Speiseplan ist sehr einseitig mit Reis und Gemüse oder Curry. Um etwas anderes zu bekommen, müssen Angehörige extra bezahlen. Auch an Hygieneartikeln

fehlt es oft. In unserem Kofferraum befinden sich deshalb große Plastiktüten voller Seife, Shampoo, Zahnpasta, Zahnbürsten, Keksen und Fertignudelpackungen. Kep erzählt, dass viele Gefangene aus dem Ausland kein Wort Thailändisch sprechen und weder die Anklage noch die Verurteilung verstehen. Sam erinnert sich an einen Bauern aus Laos, der wegen Drogenhandels zu Lebenslänglich verurteilt worden war. Er versuchte dem Mann zu erklären, weshalb er im Gefängnis sei, doch die Reaktion war fassungsloses Unverständnis. Er habe doch nur etwas verkauft und weder gestohlen noch jemandem Gewalt angetan. Weshalb also sollte er seine Frau und seine Kinder nicht mehr wiedersehen und stattdessen in diesem fremden Land in einer Zelle sein Leben verbringen?

Viel Wissen über Deutschland

Und dann sind wir da. Das Gefängnis ist ein großes graues Gebäude. Im Besuchsraum können wir mit insgesamt 14 Gefangenen sprechen – getrennt durch eine Glasscheibe und über Telefon. Mein Gegenüber ist ein Mann mittleren Alters aus Myanmar, sein Name ist Asok Wie Yee. Verurteilt wurde er wegen Drogenbesitzes und Drogenhandels. Ob er wusste, dass er eine Straftat begeht, als er von den Polizisten aufgegriffen wurde? Ich traue mich nicht, es zu fragen. Asok Wie Yee ist sehr aufgeschlossen und schnell entwickelt sich ein Gespräch. Es geht um Deutschland, das Klima dort, Politik und Wirtschaft. Fragen über die Berliner Mauer und ihren Fall. Über Hitler und was die Deutschen heute über die NS-Zeit denken. Ich bin überrascht über so viel Wissen und

überlege im Stillen, wie viel wohl der durchschnittliche Deutsche über die Geschichte Myanmars weiß. Nach 30 Minuten ist Wechsel.

Begegnung mit Gott

Win Fu Lee aus China ist mein nächster Gesprächspartner. Wir finden irgendwie keinen Draht zueinander und haben auch sprachliche Schwierigkeiten, so dass sehr schnell Thiem Janya, ebenfalls aus Myanmar, übernimmt. Er erzählt von seiner Wandlung, von seiner Begegnung mit Gott im Gefängnis, von der neuen Kraft, die er hier gefunden hat. Die erste Zeit nach seiner Verurteilung sei er sehr verzweifelt gewesen, erfahre ich. Das Team der Gefängnisseelsorge habe ihm geholfen, wieder Lebenswillen zu finden. Momentan studiert er. Er hofft, dass sein Name bald auf der Liste für die Generalbegnadigung durch den König stehen wird. Eigentlich dachte ich, ich würde den Gefangenen Ermutigung schenken, aber auf einmal ist es genau anders herum. Thiem Janya zeigt mir, dass auch in ausweglosen Situationen immer Hoffnung steckt, und ich habe das Gefühl, gestärkt aus unserer Begegnung herauszugehen. Beim Verlassen des Gebäudes sehe ich, dass vor dem Eingang ein kleiner Spielplatz ist für die Kinder der Gefangenen. Außerdem gibt es einen Laden für die Familienangehörigen, da in vielen Gefängnissen keine Geschenke von außen mitgebracht werden dürfen.

Musik, Gesang, Freude

Wie wichtig unsere Besuche sind, spüre ich besonders beim Besuch im Frauengefängnis in Bangkok am Nachmittag. Die Atmosphäre ist herzlich, auch



Kep stellt den Frauen im Gefängnis die Besucherin aus Deutschland vor.

von Seiten des Gefängnispersonals. 150 Frauen warten auf uns. Alle tragen blaue Uniformen und sitzen am Boden im Schneidersitz. Einmal im Monat kommt das Team von Kep hierher und bereitet den Frauen einen Nachmittag voller Musik, Gesang und Freude. Am Ende verteilen wir die mitgebrachten Toilettenartikel, Kekse und Nudeln an die Frauen. Doch mehr wert als alle Gegenstände ist unser Besuch. Das ist deutlich zu spüren.

Schatten hinter Plexiglas

Am nächsten Tag besuchen wir ein weiteres Frauengefängnis. Ich werde Doris Williams und Fatuomata Lisse aus Ghana kennenlernen. Nach über zwei Stunden Wartezeit geht es auf einmal ganz schnell. Ich muss durch eine Schleuse gehen und komme dann in eine kleine Kabine. Wieder spreche ich per Telefon, doch diesmal ist die Verbindung furchtbar schlecht. Ich verstehe die Frauen kaum. Doris und

Fatuomata sind gleichzeitig hinter der Scheibe. Zumindest sehe ich verschwommen zwei menschliche Schatten, mehr ist durch das milchige und zerkratzte Plexiglas nicht zu erkennen. Ich stelle mir vor, es wäre meine Mutter hinter dieser Scheibe und dieses Telefonat, das mehr Knacken als Wortlaut ist, mein einziger Kontakt zu ihr für 30 Jahre. Doris Williams hat nicht einmal diesen Kontakt zu ihren Kindern. Von Bee erfahre ich, dass Doris Williams Familie lange nicht wusste, wo sie war und ob sie überhaupt noch lebte. Kep hat den Kontakt zur Familie aufgebaut, so dass nun zumindest ein gelegentlicher Briefaustausch möglich ist.

Absage per Handy

Auf dem Weg zum Männergefängnis klingelt Keps Handy. Unser Besuch wird kurzfristig abgesagt. Kep ist sichtlich geknickt. Die Gefangenen müssen nun bis zum nächsten Monat auf den Besuch und die Briefe warten, die wir für sie dabei haben. „Daran kann ich mich nicht gewöhnen“, sagt Bee. „Gespräche durch Plexiglasscheiben, Durchsuchungen an der Schleuse, langes Warten, all das ist schon Alltag, aber dass willkürlich unsere Besuche abgesagt werden und die Gefangenen so im Ungewissen bleiben, stimmt mich jedes Mal traurig.“ Ein paar Tage später sitze ich im Flugzeug nach Frankfurt. Über den Wolken muss die Freiheit wohl grenzenlos sein – für die meisten, die ich in den vergangenen Tagen hinter Gittern kennengelernt habe, wird das für immer eine Sehnsucht bleiben.

Kathrin Prinzing



Unsere Bitte für Häftlinge und ihre Familien

Liebe Leserin, lieber Leser!

Seit vielen Jahren unterstützen wir die Gefängnisseelsorge in Bangkok. Jetzt bitte ich um Ihre Mithilfe, damit wir die Familienbesuche in Laos und Nepal ausbauen und die Schulbildung und Versorgung von Kindern wie Motsom fördern können. Das kostet pro Kind und Monat etwa 25 Euro. Auch für die Gefängnisbesuche bitten wir um Unterstützung. Für die Begleitung kranker Häftlinge braucht das Team von Kep rund 200 Euro im Monat.

Kranke und Gefangene zu besuchen zählt in der Bibel zu den Werken der Nächstenliebe. „Was ihr für einen meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, sagt Jesus. Das Team der Gefängnisseelsorge leistet diesen Dienst aus Überzeugung und Liebe. Und diese Liebe berührt und verändert Menschen – nicht nur die Gefangenen, sondern auch Familienangehörige wie die kleine Motsom und ihre Großeltern in Laos, die Sie auf dem Foto gemeinsam mit Kep und den Teammitgliedern Sam, Bee und Thom sehen.

Für Ihre Hilfe danke ich Ihnen von Herzen!

*Klaus Vätthöder SJ,
Missionsprokurator*

**Jesuitenmission
Spendenkonto
5 115 582
Liga Bank
BLZ 750 903 00
Stichwort:
X31143
Gefängnisseelsorge**

Was tut ein Missionar?



Lebensmittelhilfe für
syrische Flüchtlinge:
Ein Junge passt auf
zwei Säcke Mehl auf.

Früher war es üblich, als Jesuit in ein anderes Land zu gehen und dort als Missionar zu wirken. Auch heute gibt es noch junge Jesuiten aus Deutschland, die sich für einen Dienst im Ausland entscheiden. Pater Stefan Hengst (42), der in der Türkei syrischen Flüchtlingen hilft, ist einer von ihnen.

Je länger ich als Jesuit im Ausland bin, umso klarer wird mir, dass ich nicht als Missionar arbeite, sondern Missionar bin. Ein Missionar zu sein, ist das Leben und das verbindet mich sicherlich mit einer langen Reihe von Missionaren, die vor mir ausgezogen sind.

Großartig und befremdlich

Nach zwei Jahren in Uganda habe ich Theologie in Nairobi studiert und hatte dort das Glück, die frühe Missionsgeschichte von Chishawasha im heutigen Simbabwe ins Englische zu übersetzen; eine großartige Geschichte mit Brüchen, mit großartigen Jesuiten, die aber auch für heutige Leser sehr unverständliche Ansichten hatten. Sie beschreiben, wie sie eine

große Farm aufbauten, die sie dann im Bürgerkrieg verlassen mussten. Sie konnten mit Sicherheit davon ausgehen, dass sie geplündert und verwüstet würde. Aber das einzige, was sie mitnahmen, war eine Herz-Jesu-Fahne. Zum Missionar sein gehört es, fest auf Gott zu vertrauen und wie Hiob aus seiner Hand das Gute wie das Schlechte geduldig anzunehmen.

Eine Sendung annehmen

Ich bin im Juli 2013 nach Antakya nahe der türkisch-syrischen Grenze gekommen, um als Landesdirektor die Arbeit des Flüchtlingsdienstes der Jesuiten (JRS) in der Türkei zu leiten. Unsere Arbeit befand sich im Aufblühen und brauchte ein wenig mehr an Strukturen. Man fand, dass ich dafür

geeignet sein könnte und schickte mich in diese Mission. Dieser Aspekt ist sehr wichtig für mich. Der Missionar ist gesandt in eine Aufgabe und an einen Ort. Der Sendende hat das Vertrauen, dass es gut gehen wird und der Gesandte nimmt die Herausforderung mutig an.

Sechs Tote im Team

So wurde ich Missionar in der Türkei, will aber diesen Begriff vermeiden, da Mission in der Türkei nicht erlaubt ist. Ich bin also überzeugter Christ im Management des JRS. Das funktioniert, denn manche stellen tatsächlich einen anderen Stil bei mir fest. Einer meiner Freunde brachte es gegenüber einem Kollegen auf den Punkt: „Vergiss nicht, dass er Priester ist.“ Wir haben eine tolle Arbeit gemacht, die vielen Menschen zugutekam. Wir sind zu einer wirklich funktionierenden Einheit zusammengewachsen, die auch schwere Stunden durchhält. In einem einzigen Jahr sind sechs unserer Mitarbeiter gestorben und jeder hat noch weitere Freunde und Verwandte zu beklagen, die im Krieg umgekommen sind. Hier war es der Missionar, der selbst erst einmal getröstet werden musste. Aber dann konnte er durch seine Fragen helfen, den Tod von Freunden nicht nur mit Abwehrmechanismen zu verdrängen.

Im vollen Lauf gestoppt

Aber jetzt ist Schluss, wie bei den Mitbrüdern in Chishawasha. Die größere Politik und Sicherheitsbedenken sowie eine ganz konkrete Bedrohung zwingen uns, unsere Arbeit in Antakya einzustellen. Im vollen Lauf gestoppt. Nach dem Aufbau kommt das Abwik-



Die Säcke werden per Lastwagen transportiert und an bedürftige Familien verteilt.

keln. Alles in 13 Monaten. Das tut weh. Der Missionar kann weiterziehen, aber was wird aus den Menschen, die er zurücklässt? Wir haben Glück gehabt für die Menschen, denen wir helfen und für unsere Mitarbeiter, weil andere Organisationen da weiter machen werden, wo wir aufhören müssen.

Willi will helfen

Und mitten in diese Enttäuschung hinein kommt der Besuch von Willi und seinem Bruder Manuel. Der aus der Kindersendung „Willi wills wissen“ bekannte Reporter, Moderator und Welterforscher hat eine Hilfsaktion für syrische Flüchtlingskinder gestartet (williwillhelfen.de). Sie bringen neue Energie und ein Teil unserer Arbeit kann weitergehen. Und dann kommt auf einmal eine Spende vom anderen Ende der Welt, von der australischen Missionsprokur. Wir freuen uns unglaublich, denn dadurch können wir etwas Neues in Ankara beginnen. Wir werden uns verstärkt



Willi Weitzel und sein Bruder Manuel bringen mit ihrem Besuch Hilfsgüter, Spenden und neue Energie ins Kinderhaus in Antakya.

um die Schulbildung von Flüchtlingskindern in der türkischen Hauptstadt kümmern. Wie es dazu kommt? Durch unsere Freunde beim JRS in Berlin. Sie haben uns auf eine Demonstration von syrischen Flüchtlingen in Ankara hingewiesen. Wir sind da hin, haben mit den Menschen gesprochen und vor allem haben wir zugehört.

Schulprojekt in Ankara

Eine der drängendsten Sorgen der syrischen Flüchtlinge ist die Bildung ihrer Kinder, die schon viel zu lange auf keiner Schule mehr waren. Wir haben die Familien besucht und wissen nun, wie viele Kinder da sind und welchen schulischen Hintergrund sie haben. Auch ausgebildete Lehrer haben wir schon gefunden. Mit dem Curriculum sind wir ebenfalls schon sehr weit, obwohl das nicht ganz einfach ist. Nimmt man ein Schulbuch aus

einem bestimmten arabischen Land, so stimmt man automatisch der jeweiligen Propaganda zu. Wir werden einen Mittelweg finden und die syrische Exilregierung bitten, unsere Zeugnisse zu bestätigen.

Vertrauen und Vernetzung

Wir vertrauen, dass Gott uns den richtigen Weg weist. An einer Stelle müssen wir aufhören und an einer anderen ergibt sich etwas Neues. Das Neue wird aus dem Glauben geboren, dass es das ist, wozu uns Gott ruft und daher steht nicht das Geld am Anfang, sondern die Unterscheidung. Wo ist die größere Not, wie können wir darauf reagieren, wie wird die Gemeinschaft der Flüchtlinge mit eingebunden? Wir sind nicht blauäugig, aber wir investieren erst einmal. Zum Glück wissen wir auch, wo wir mit einer guten Idee hingehen und

um Unterstützung bitten können. Der Missionar zu allen Zeiten war und ist gut vernetzt. Waren es früher Briefe und Jahresberichte, so sind es heute Emails und soziale Netzwerke. Aber auch der persönliche Kontakt von Angesicht zu Angesicht und die guten alten Spendenreisen in die Heimat sind nicht überholt. Hier sehe ich eine ganz wichtige Funktion des Missionars. So sehr er auch in der Fremde ein greifbares Abbild Jesu ist, so wichtig ist doch das Erzählen daheim. Vielleicht erzielt er seine größten Missionserfolge in der Heimat. Ich durfte meinen deutschen Mitbrüdern über unsere Arbeit in Antakya berichten. Es hat bei vielen einen Nerv getroffen.

Gebet und Gemeinschaft

Und woher nimmt der Missionar die Kraft? Denn vieles ist sehr mühselig und die Sternstunden sind nicht überreich gesät. Für mich ist es das Vertrauen in Gott, das Gebet, die heilige Messe, das Gesandsein und die Gemeinschaft. Gott hat mich durch meine Oberen gesandt und ich tue das Meine, damit es gelingt. Aber es muss nicht klappen um jeden Preis. Ich bin Teil einer Gemeinschaft, die jemand anderen schicken kann, wenn es mit mir nicht funktioniert oder wenn ich erschöpft bin oder wenn es mir nicht mehr gut geht. Ich kreise nicht um den persönlichen Erfolg, sondern um die Sache, um derentwillen ich gesandt bin. Messe und Gebet geben die Ausrichtung. Was macht nun ein Priester, der allein in der Türkei wohnt? Er feiert allein die tägliche Messe. Mir war das eingebläut worden von zwei Freunden und ich bin ihnen dafür dankbar. In der Messe finde ich

jeden Tag, was ich brauche; sei es das Schauen auf das Opfer Jesu; unsere Erlösung; der Umgang Jesu mit den Menschen; die Geschichte Gottes mit seinem Volk. Inzwischen erkenne ich auch die Psalmisten als enge Freunde, die aus der Fülle der Erfahrung mit Gott und der Welt gebetet haben. Wenn der Missionar allein lebt wie ich, dann muss das nicht schlecht sein, weil er das Beten lernt. Damit er aber nicht komisch wird, kehrt er regelmäßig zurück zu seinen Mitbrüdern. Die Mischung macht's und auch das Aushalten, wenn das Pendel einmal zu einer Seite ausschlägt.

Eröffnung im Herbst

Diesen Herbst werden wir unsere Schule für arabisch sprechende Kinder in Ankara eröffnen. Das Gebäude ist mit einer Monatsmiete von 3.000 Euro leider sehr teuer. Aber es entspricht genau unseren Bedürfnissen, weil die Kinder zu Fuß zur Schule kommen können. Unser Ziel ist es, Menschen für Menschen zu bilden. Dass das keine einfache Aufgabe ist, kann man an einer kleinen Geschichte sehen. Andrea, der Leiterin unseres Sozialzentrums in Antakya, fielen zwei Mädchen auf. Wie aus heiterem Himmel fingen sie an, sich zu schlagen. Ihre Erklärung dafür war so einfach wie schockierend. Beide Mädchen hatten zu Hause gelernt, dass sie als Erste zuschlagen müssen, sobald sie das Gefühl haben, dass die andere anfangen könnte. Wir gehen hier mit den Jungen und Mädchen wirklich einen langen Weg. Aber wir haben auch einen langen Atem.

Stefan Hengst SJ



Pater Stefan Hengst
freut sich über jede
Unterstützung für die
Arbeit in der Türkei.
Spendencode:
X42580 P. Hengst SJ

Vorfreude auf Mweso



In Mweso in der kongolesischen Provinz Nord-Kivu hilft der JRS Flüchtlingen, die oft schon mehrmals vertrieben wurden.

Frater Felix Polten (31) bereitet sich auf einen Einsatz in Mweso im Nordosten des Kongo vor. Er wird beim Flüchtlingsdienst der Jesuiten mitarbeiten und eine Ausbildung in humanitärer Hilfe absolvieren.

Seit den Tagen der ersten Gefährten um Ignatius von Loyola und der Ordensgründung 1540 in Rom sind die Jesuiten ein weltweiter Orden. Und seit ihren Ursprüngen setzen sie sich für Glaube und Gerechtigkeit ein. Beides, die internationale Ausrichtung sowie die Verbindung von Glaube und Gerechtigkeit, erlebte ich noch vor meinem Ordenseintritt während eines Auslandsjahres in Caracas, der Hauptstadt Venezuelas.

Erfahrungen in Venezuela

Dort lebte ich im Studienjahr 2005/06 und war untergebracht in einem Projekt der venezolanischen Jesuiten. Das Projekt ermöglichte es jungen Venezolanern, an der jesuitischen Univer-

sidad Catolica Andres Bello zu studieren. Die Studenten lebten in kleinen Wohngemeinschaften in den Elendsvierteln der Stadt und neben dem Studium widmeten sie sich pastoraler und sozialer Arbeit in der Nachbarschaft. Eine Erfahrung, die mich nachhaltig beeindruckte und die nicht unerheblich war für den Entschluss, Jesuit zu werden und im Orden die Richtung des sozialen Apostolates einzuschlagen.

Der Weg zu den Flüchtlingen

Nach dem Eintritt ins Noviziat 2010, den Gelübden 2012 und der Mitarbeit am Canisius-Kolleg in Berlin führt mich diese Richtung nun zum Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS). Gegründet wurde er 1980 vom dama-

ligen Generaloberen Pedro Arrupe angesichts der Not vietnamesischer Bootsflüchtlinge. Seither leben und arbeiten die Mitarbeiter des JRS, Jesuiten wie Nichtjesuiten, für und mit den Flüchtlingen weltweit. Zur Zeit von Pedro Arrupe waren das etwa 16 Millionen Menschen. Heute liegt die Zahl bei über 50 Millionen. Über 50 Millionen Männer, Frauen und Kinder auf der Flucht. Über 50 Millionen individuelle Schicksale.

Gott ruft uns durch sie

Der Nordosten der Demokratischen Republik Kongo ist seit Jahrzehnten von Flucht und Vertreibung betroffen. Eine Million Menschen sind dort Flüchtlinge im eigenen Land. Die beiden Kivu-Provinzen an der Grenze zu Uganda, Ruanda und Burundi sind Orte des Ringens um Land, Bodenschätze und Einfluss zwischen den benachbarten Staaten, einer Vielzahl an Milizen- und Rebellengruppen, internationalen Großkonzernen und weltweiten Interessen. Die Leidtragenden sind die Menschen, die dort leben. Für sie gilt, was Pedro Arrupe über die vietnamesischen Boatpeople sagte: Sie verdienen es schlicht und ergreifend, dass wir zu ihnen gehen und Gott ruft uns durch sie.

Dankbarkeit und Vorfreude

Für die nächsten drei Jahre werde ich mit dem JRS dort in einem Ausbildungsprogramm, das ein Studium im Bereich Entwicklungszusammenarbeit einschließt, leben und arbeiten. Diese Sendung löst, wenn ich davon erzähle, die Frage nach dem Warum aus. Die einzige Antwort, die ich geben kann, ist Jesus Christus. Ignatius lädt uns ein,



Gott in allem zu suchen und zu finden. Im Besonderen geschieht diese Gottesbegegnung im Nächsten und nochmals in tieferer Art und Weise im Nächsten, der arm ist. „Was ihr einem meiner geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan“, lädt uns Jesus ein, ihm zu begegnen. Dieser Einladung folgend verstehe ich Mission als Handlungen der Nächstenliebe, frei von jeglichem Bekehrungszwang und unabhängig vom Gegenüber. Mission ist Verkündigung des Evangeliums durch das eigene Leben. Mich auf das Kommende vorzubereiten in dem Vertrauen, dass mich Jesus ruft, löst tiefe Dankbarkeit in mir aus. Und Vorfreude. Das lässt bei allem Realismus ob der Situation im Nordosten des Kongo keinen Raum für Angst oder Bedenken. Und so wünsche ich mir das, was mir eine Schülerin der sechsten Jahrgangsstufe mit auf den Weg gab: „Ich wünsche Ihnen, dass Sie Jesus in Ihrem Herzen behalten.“ Das in Verbindung mit dem Wunsch, ihn erfahrbar zu machen.

Felix Polten SJ

Frater Felix Polten wird für drei Jahre in Mweso mitarbeiten und humanitäre Hilfe studieren.
Spendencode:
X36419 Felix Polten SJ

Kind einer neuen Zeit

Nach all den vielen Bildern
von Armut und Armseligkeit,
uns lange schon vertraut,
aus Ländern, wo noch viele Menschen
nicht lesen und nicht schreiben können:
Woher auf einmal dieses neue Bild?

Buchstaben,
von der Tafel an der Wand genommen
und auf eine Tastatur gelegt:
das ganze Alphabet und Einmaleins.

Worte und Gedanken
zaubert sie auf einen Bildschirm,
so sicher, selbstbewusst und ernst.
Und alles Wissen unserer Zeit
gelangt in allerletzte Dörfer
und geht hinaus in alle Welt.

Du glückliche
Beherrscherin der Tasten;
Kind einer neuen Zeit!

Joe Übelmesser SJ





जल + जल = जलम्
वायु + वायु = वायुम्
पृथ्वी + पृथ्वी = पृथिवी
अग्नि + अग्नि = अग्निम्
धूलि + धूलि = धूलि
पिण्ड + पिण्ड = पिण्ड
कण्टक + कण्टक = कण्टक
शिल्प + शिल्प = शिल्प
कलश + कलश = कलश
कलश + कलश = कलश



Weite Wege und kalte Winter

Pater Stephan Lipke (38) arbeitet als Lehrer und Seelsorger im sibirischen Tomsk und fühlt sich in Russland mittlerweile mehr zu Hause als in Deutschland.



Pater Stephan Lipke machen die kalten Winter in Tomsk mit monatelang verschneiter Kirche und Schule (oben) nichts mehr aus.

Bereits im Noviziat habe ich mir vorstellen können, auf Dauer ins Ausland zu gehen. Gedacht habe ich damals vor allem an Simbabwe, denn die Erzählungen von Mitbrüdern von dort haben mich fasziniert. Ich war also davon überzeugt, dass ich wahrscheinlich in einer heißen Weltgegend landen würde.

Not am Mann

Dann jedoch kam es anders. Im Herbst 2008 wurden zwei Mitbrüder in Moskau ermordet. Daraufhin habe ich meine Bereitschaft erklärt, nach Russland zu gehen, wenn dort „Not am Mann“ herrscht. Die Oberen im Orden haben meine Bereitschaftserklärung mit Wohlwollen aufgenommen, mich jedoch gebeten, zunächst noch meine seelsorgliche Arbeit in München weiterzuführen, dabei aber die russische Sprache zu lernen und

auch zu verschiedenen Praktika in die russische Region zu reisen.

Was bedeutet Inkulturation?

Im Herbst 2011 bin ich nach Nowosibirsk gegangen, um als Spiritual im Vorseminar der russischen Bistümer zu arbeiten. Außerdem habe ich in unserem Kulturzentrum „Inigo“ mitgearbeitet. In dieser Zeit ist mir klar geworden, wie komplex das Thema Inkulturation ist. Die einheimischen Katholiken sind ganz froh, dass sie ihren eigenen Stil haben und sich von den Orthodoxen unterscheiden. Viele Russen lieben westlichen Stil in Architektur, Malerei und Musik. Es ist also gar nicht so klar, wie nun Inkulturation aussehen sollte, zumal die russische Kultur ja nicht statisch ist, sondern seit 350 Jahren ununterbrochen auf der Suche nach ihrem Platz in der Welt.

Riesige Entfernungen

Die Entfernungen in Russland sind riesig. Natürlich kann man vieles auch hier über Skype machen, wenn denn das Internet funktioniert. Dennoch ist manchmal der unmittelbare Kontakt nötig, und das kann durchaus zehn bis zwanzig Stunden mit dem Zug oder Bus bedeuten. Das ist zwar einerseits mühsam. Andererseits aber sind die Leute sehr herzlich, sie erzählen viel von sich, von ihrer Einstellung zum Leben und zur Religion. Insgesamt ist Russland ein sehr säkularisiertes Land mit ganz geringen religiösen Kenntnissen, und die Leute neigen stark dazu, sich ihre Religion aus allen möglichen Frömmigkeitsformen zusammenzumischen; auch viel Aberglaube und Esoterik ist dabei.

Kälte im Winter

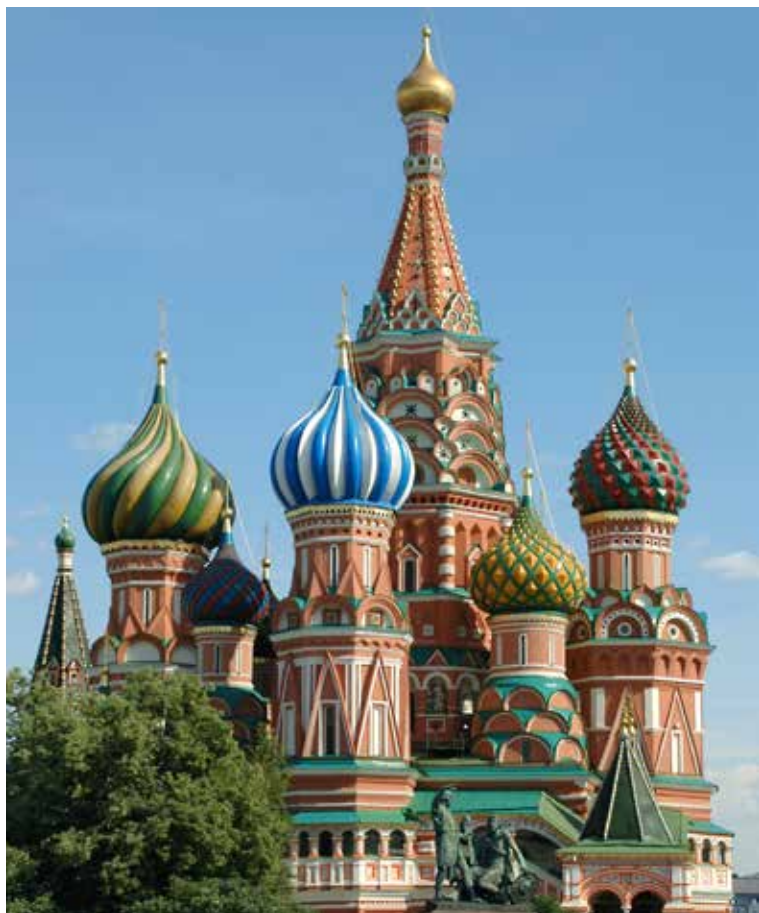
Die größten Herausforderungen neben den Entfernungen sind die keineswegs leichte Sprache und im Winter die Kälte. Bei minus 40 Grad ist es schwer, den Alltag aufrecht zu erhalten; und trotzdem: es geht und das öffentliche Leben ist darauf eingestellt. Der Bustransport etwa kommt erst bei deutlich unter 40 Grad Frost zum Erliegen. Und es macht übrigens durchaus Freude, sich bei minus 25 Grad ein Eis zu kaufen und damit durch die Stadt zu schlendern.

Umzug nach Tomsk

Im Sommer 2012 bin ich von Nowosibirsk nach Tomsk, etwa 250 Kilometer nordöstlich, versetzt worden. Tomsk ist eine typische Universitätsstadt mit etwa 600.000 Einwohnern. Hier war es in den letzten zwei Jahren meine Hauptaufgabe, ein Aufbaustu-

dium in russischer Literatur zu absolvieren und den Boden zu bereiten für die Arbeit, die wir ab dem neuen Schuljahr 2014/15 übernommen haben. In Tomsk gibt es seit 1993 wieder eine kleine katholische Schule. Die Pfarrei hatte sie nach der Auflösung der Sowjetunion und der Gewährung der Religionsfreiheit neu eröffnet. Ursprünglich war die Pfarrschule in Tomsk 1815 von Jesuiten gegründet worden, aber sie mussten 1820 die Pfarrei verlassen und 1917 wurde die Schule im Zuge der Russischen Revolution ganz geschlossen. Auf Bitten der Pfarrei und des Bistums tragen wir

Orthodoxe Basilius-Kathedrale in Moskau:
Was bedeutet in
Russland Inkulturation
für die Katholiken?





Zwei Schülerinnen in
Tomsk. Pater Lipke
freut sich über jede
Unterstützung für
die Schule in Tomsk.
Spendencode:
X83040 P. Lipke SJ

nun die Verantwortung für diese Schule und sollen sie weiterentwickeln. Das ist ein Pilotprojekt, denn es ist das einzige katholische Gymnasium in ganz Russland, das alle Klassenstufen bis zur Hochschulreife umfasst. Die Mehrzahl der Schüler ist orthodox getauft, manche sind Muslime oder konfessionslos, Katholiken stellen knapp 20 Prozent der insgesamt 110 Schülerinnen und Schüler.

Schüler im Mittelpunkt

Die Schule hat vor kurzem die Akkreditierung durch den Staat erhalten, sie bekommt also einen kleinen staatlichen Zuschuss und darf Abschlusszeugnisse ausstellen. Das ist ein wichtiger Schritt. Dennoch bleibt viel zu tun. Es ist unverzichtbar, die Schule attraktiver zu machen, vor allem durch guten Fremdsprachenunterricht und durch Kontakte zum Ausland. Noch wichtiger ist, dass wir uns um einen ganzheitlichen Ansatz bemühen. Da viele Kinder tagsüber sich selbst überlassen sind, streben wir an, die Nachmittagsbetreuung auszubauen; es soll Hausaufgabenhilfe geben, aber ebenso Sport, Musik und Theater. Auch hat

es sich als nötig erwiesen, wenigstens stundenweise einen Schulpsychologen zu beschäftigen. So haben zu Neujahr 2014 gleich zwei Väter von Schülern den Tod durch übermäßigen Alkoholkonsum gefunden. Erschreckend ist in der Tat, wie viel Alkohol, Gewalt und Gleichgültigkeit zum Leben vieler Menschen dazugehören. In diesem Kontext, scheint mir, ist unsere Schule notwendig, weil in ihr der einzelne Schüler mehr als nur eine Nummer ist. Wenn es Konflikte gibt, wird daran wirklich gearbeitet. Wenn jemand zu Hause nicht lernen kann, weil es die Lebensumstände nicht zulassen, wird eine Lösung gesucht. Alles das ist in Russland die absolute Ausnahme.

Bescheidenes Budget

Das Jahresbudget der Schule ist mit deutlich unter 300.000 Euro recht bescheiden. Trotzdem sind wir auf Unterstützung angewiesen, da die Schulgebühren und staatlichen Zuschüsse nicht die Kosten decken. Daher freut es mich immer wieder, wie viele Spender gerade auch aus Deutschland bereit sind, die Schule zu unterstützen oder auch einen Schüler zu „adoptieren“. Das kann zwar nur anonym geschehen, weil wir kein Recht haben, Schülerdaten weiterzugeben, aber es ist für uns immer eine große Hilfe.

Zu Hause in Russland

Insgesamt bin ich gerne in Russland und habe fast jeden Tag Freude an meiner Aufgabe und dem Leben hier. So gerne ich Deutschland besuche, so sehr bin ich doch in Russland zu Hause und in Deutschland zu Besuch.

Stephan Lipke SJ



Von Rumänien nach Taizé

Elisabeth Langner (27) und Peter Fendel (29) waren als Jesuit Volunteers in Rumänien und sind am Ende ihres Freiwilligenjahres mit Jugendlichen nach Taizé gefahren. Ein Bericht über eine erstaunliche Pilgerfahrt.

Im Rahmen unseres Freiwilligendienstes in einem Frauenhaus und einem Hospiz haben wir auch einige Jugendliche aus dem Kinderheim der Caritas in Timisoara kennengelernt. Seit Anfang des Jahres haben wir mit ihnen kleine Taizégebete organisiert. Im Zuge dessen kam die Idee auf, im Sommer gemeinsam nach Taizé zu fahren. Im Februar 2014 starteten wir einen Spendenaufruf und es kamen insgesamt mehr als 8.000 Euro zusammen. Unglaublich! Der Verlauf der Spendenaktion war für uns ein ermutigendes Zeichen der Solidarität und am 11. Juli konnten wir mit einer bunten Gruppe von über 30 Personen von Rumänien nach Taizé aufbrechen.

Eine bunte Truppe

Unter den Teilnehmern waren fünf Jugendliche aus dem Kinderheim in Timisoara, sechs Mädchen aus einem Kinderheim in der rumänischen Provinz Moldau, einige Jugendliche und Junggebliebene aus unserem Umfeld in Timisoara, eine Frau aus dem Frauenhaus der Caritas, ein junger Mann im Rollstuhl mit seinem Begleiter, sowie ein Bruder und eine Schwester der Salvatorianer. Es fällt schwer, die Fülle dieser Woche in wenige Worte zu fassen. Auf ganz unterschiedlichen Ebenen haben unsere Jugendlichen prägende Erfahrungen gesammelt, die bereichernd und beglückend, aber auch schwierig und herausfordernd waren.

Die Atmosphäre und Spiritualität in Taizé ziehen Tausende von Jugendlichen aus ganz Europa an.

Zum ersten Mal im Ausland

Einige unserer Jugendlichen hatten noch nie zuvor Rumänien verlassen. In Taizé sind sie auf 2.000 Jugendliche aus 70 Nationen getroffen, haben deren Sprachen gehört, Unterschiede wahrgenommen, sich mit Händen und Füßen verständigt. Für uns beide war es eine besondere Erfahrung, als „Rumänen“ in Taizé zu sein und diesen Ort einmal vom Rande Europas her zu erleben. Wir haben dabei am eigenen Leib erfahren, warum es so wichtig ist, dass in der Kirche von Taizé die Texte in möglichst vielen Sprachen gelesen werden. Es bedeutet unendlich viel, wenn plötzlich die eigene Sprache durch den Lautsprecher hallt! Da klingt Zugehörigkeit und Willkommensein mit, ein Gefühl von echter Gemeinschaft.

Gesprächsrunde bei
einer Tasse Tee mit
Bruder Kilian.

Welten prallen aufeinander

Den geschützten Rahmen ihres Kinderheimes verlassen „unsere“ Jugendli-

chen sonst eher selten. In dieser Woche hatten sie die Chance, Teil einer echten Pilgergruppe zu sein. Und tatsächlich wurde aus unserem „bunten Haufen“ langsam eine kleine Gemeinschaft! Diese Gruppenerfahrung war ein wesentlicher Bestandteil des ganzen Projekts. In Taizé ging es natürlich außerdem darum, mit anderen Jugendlichen in Kontakt zu treten. Das war nicht immer leicht. Kein Wunder, denn natürlich prallen da Welten aufeinander: hier die – überspitzt gesagt – behüteten Deutschen oder Schweden, die nach der Woche in Taizé vielleicht zu ihrem Auslandsjahr in Neuseeland aufbrechen, denen die Welt offen steht, die vor Lebensfreude und Optimismus nur so strotzen und sicherlich weniger existenzielle Sorgen mit sich herumtragen. Auf der anderen Seite „unsere Schützlinge“ mit ihren schwierigen Familienhintergründen und mageren Zukunftsaussichten, ihren wackeligen Gemütern und ihrem schlichten Bedürfnis nach Aufmerksamkeit, Anerkennung und Zuwendung.

Herausforderung für alle

Die Begegnungen waren unterm Strich aber trotzdem bereichernd und schön. Eine Herausforderung war das nicht nur für unsere Jugendlichen, sondern auch für die „Mehrheitskultur“ in Taizé: Wie weit reichen Toleranz und Integrationsbereitschaft denen gegenüber, die sich vielleicht nicht in die gängigen Schemata von Zugehörigkeit, Anerkennung und Coolness einfügen können? Das Thema von Taizé „Auf dem Pilgerweg der Solidarität“ bekam vor diesem Hintergrund für uns eine ganz neue, sehr konkrete Bedeutung.





Wohlfühlen in der Kirche

Beeindruckt haben uns nicht zuletzt die religiösen Erfahrungen. Dass Glaube etwas Befreiendes ist oder dass man sich in einer Kirche wohlfühlen darf, dass man auch anders als nur in klassischen Formen beten kann, dass Glaube etwas ist, zu dem jeder und jede etwas zu sagen hat, all das war für unsere Jugendlichen ziemlich neu und unerwartet, zum Teil auch irritierend. Umso mehr haben wir uns gefreut, dass für die meisten die Gebete in der Kirche der Ort waren, an dem sie sich am wohlsten gefühlt haben!

Pilgerweg des Vertrauens

All diese Grenzüberschreitungen waren eine echte „Zu-MUTung“ und teilweise haben wir uns gefragt, ob das Ganze eine gute Idee war. Wäre es nicht besser gewesen, die Jugendlichen in ihrer Welt zu belassen, in der sie sich sicher fühlen? Eine Welt, in der sie sich eingerichtet und ihren Platz haben? In Taizé ist häufig die Rede von einem „Pilgerweg des Vertrauens“, auf dem wir gemeinsam unterwegs sind. Bisher wussten wir nie so richtig, was damit eigentlich gemeint ist. Spätestens mit dieser Reise haben wir es erfahren. Auf ganz verschiedenen

Ebenen war es eine Erfahrung, die ohne Vertrauen nicht möglich gewesen wäre: das Vertrauen auf die Führung Gottes, das Vertrauen in unsere Jugendlichen, das Vertrauen innerhalb der Gruppe, das Vertrauen auf die heilsame und integrative Kraft des Ortes Taizé. Eines der Hauptprobleme Rumäniens ist ein Mangel an Vertrauen, der die ganze Gesellschaft durchzieht. Wenn wir in dieser Richtung ein Zeichen setzen und eine positive Erfahrung stiften konnten, hat sich das Projekt gelohnt!

Danke für die Solidarität

Die Fahrt wurde zum großen Teil über Spendengelder aus Deutschland finanziert. Die Jugendlichen haben durch den Verkauf von selbst hergestellten Basteleien in den Monaten vor der Fahrt so viel Geld zusammenbekommen, dass sie ihren Teilnehmerbeitrag in Taizé selber bezahlen konnten. Aber ohne die überwältigende Solidarität in Deutschland wäre diese Fahrt nicht möglich gewesen und wir möchten allen Spenderinnen und Spendern im Namen der ganzen Gruppe noch ganz herzlich danken!

Elisabeth Langner / Peter Fendel

Freude, Begeisterung, aber auch Herausforderungen: Elisabeth Langner (links) mit rumänischen Jugendlichen in Taizé.



Welche Afrikabilder zeigen wir in unserem Magazin? Pater Rodrigue Naortangar hat einige Beispiele herausgesucht. Dürre und Hunger 2009 in Simbabwe: Ambuya Sende liegt vor Hunger entkräftet auf dem Boden ihrer Hütte, ihr Enkel sitzt hilflos daneben. „Über dieses Foto waren wir empört“, meint Pater Naortangar. Ein Bild aus dem Elendsviertel Kibera illustrierte einen Artikel über „Gewalt in Kenia“: „Das ist eine Verallgemeinerung, Kibera kann nicht mit Kenia gleichgesetzt werden.“

Wie sehen wir Afrika?

Vor einigen Monaten trafen sich in der Jesuitenmission junge internationale Jesuiten, die zurzeit in Deutschland oder Österreich studieren. Bei der Vorstellung unserer Arbeit entwickelte sich eine lebhafte Diskussion über das Afrikabild, das westliche Hilfswerke vermitteln. Achille Bundangan-du SJ und Rodrigue Naortangar SJ geben Hinweise aus afrikanischer Sicht.

Afrikaner im Westen brauchen nicht lange, um es festzustellen: Das Afrikabild im Westen ist das eines Katastrophenkontinents. Vor allem die Medien verbreiten schreckliche Stereotype: Der Alltag der Afrikaner scheint nur von Bürgerkriegen, Korruption, Menschenrechtsverletzungen, Vergewaltigungen, Hungersnöten, Wassermangel, Krankheiten wie HIV/Aids und Malaria, Analphabetismus, Kriminalität und Armut bestimmt zu sein. Geschätzt wird der Kontinent bestenfalls für die Lebensfreude

seiner Menschen und für seine paradiesische Natur. Dies wiederum ist ein allzu idealisiertes und exotisches Afrikabild. Bilder und Filmaufnahmen sind nicht neutral, sondern verraten sehr viel über die bewusste oder unbewusste Wahrnehmung ihres Autors.

Gute Nachrichten fehlen

Von den positiven politischen, wirtschaftlichen und sozialen Errungenschaften, die es in Afrika gibt, von hoffnungsvollen Zeichen, etwa die Zivilcourage und das Sozialengagement vie-

ler entschlossener Jugendlicher, kommt kaum etwas in der medialen Öffentlichkeit des Westens vor. Das Thema Afrika wird als ein schlimmer Sonderfall behandelt, dem dann Aufmerksamkeit geschenkt wird, wenn es schlechte Nachrichten gibt.

Klischees für mehr Mitleid

Nicht selten sind auch internationale Hilfsorganisationen in diesem klischeehaften Afrikabild gefangen. Bewusst oder unbewusst machen sie Gebrauch vom Katastrophenbild des afrikanischen Kontinents,



Hier zwei Fotos, von denen Pater Naortangar findet, dass sie Afrika in einem positiven Licht zeigen. „Das Foto eines Kindes, das Versteck spielt, erzeugt zwar kein großes Mitleid, aber trotzdem Mitgefühl und irgendwie Mitverantwortung.“ Daneben simbabwische Schülerinnen am Computer, die mit Gleichaltrigen aus Deutschland chatten: „Das Bild fördert Beziehungen auf Augenhöhe, trotz des ärmeren Zustandes dieser Schülerinnen im Vergleich zu ihren deutschen Freunden.“

um Spenden für ihre Projekte zu sammeln. Dabei wird Mitleid erzeugt, um an die Großzügigkeit der Menschen zu appellieren. Hilfswerk-Plakate, auf denen abgemagerte und dreckige – gelegentlich lächelnde – schwarze oder ausländisch aussehende Kinder bzw. bedürftige Menschen in einem widerlichen Armutszustand gezeigt werden, sind keine Seltenheit in westeuropäischen Städten. Vergleicht man diese Hilfswerk-Plakate mit denen, die für heimische Spendenaktionen in afrikanischen Ländern verwendet werden, so stellt man den Unterschied fest: Ungern stellt man die eigenen Landsleute in einem schlechten Licht dar. Die Grenzen zwischen Klischees

und dem ernsthaften Willen zu helfen sind allerdings fließend: eine objektive Darstellung der Notlage, die es tatsächlich zu lindern gilt, kommt häufig mit dem Gebrauch von stereotypen Klischees zustande.

Afrika als eine Priorität

Nun ist es allen bewusst, dass es sich gehört, dieses letztendlich beleidigende Afrikabild zu bekämpfen. Es gibt kaum eine säkulare oder religiöse Einrichtung, die sich nicht für eine korrekte und realitätsgerechte Darstellung der ärmeren Länder und Kontinente aussprechen würde. Dies nahm sich beispielsweise der Jesuitenorden in seinen beiden letzten Generalversammlungen ausdrücklich

als Aufgabe vor und erklärte Afrika zu einer der Prioritäten des Ordens. So kritisierte die 34. Generalversammlung im Jahr 1995 die exzessive mediale Dominanz und Selbstbezogenheit der westlichen Länder und forderte die gesamte Gesellschaft Jesu auf, „alles ihr Mögliche zu tun, um internationale Einstellungen und Verhaltensweisen Afrika gegenüber zu verändern“ (34. GK, Dekret 3, Nr. 12). Die 35. Generalversammlung im Jahr 2008 fügte hinzu: „Im Wissen um die kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den verschiedenen Ländern von Afrika und Madagaskar, aber im Bewusstsein um die großen Möglichkeiten,



Ein Foto, das im Rahmen einer Exposure-Reise in Sambia entstand: „Der Fotograf scheint mehr Wert auf den Schmutz zu legen als auf das Kind. Was bei den Leuten sicher ankommt: Kinder in Afrika müssen im Dreck spielen.“ Und ein Foto, mit dem ein Bericht über einen Freiwilligeneinsatz in Nairobi endete: „Die Absicht war vielleicht, die hässliche Seite Kenias zu zeigen, um Mitleid zu erzeugen. Der erste Eindruck, der solch ein Foto auf die Leser macht: Kenia ist dreckig!“

Herausforderungen und die Vielfalt jesuitischer Dienste bestätigen wir die Aufgabe der Gesellschaft, eine ganzheitlichere und menschlichere Vision für diesen Erdteil zu bieten.“ (35. GK, Dekret 3, Nr. 39)

Das kollektive Bewusstsein

Was mögen wohl die Ursachen für das unkorrekte und ungerechte Afrikabild sein? Mangelnde Kenntnis über Afrika und fehlendes Interesse an diesem Kontinent sind sicher nicht zu unterschätzen, wie Afrikaner im Alltag unter der normalen Bevölkerung in Europa gelegentlich feststellen können. Aber von entscheidender Bedeutung scheinen Gründe zu sein, die im kollektiven Bewusstsein des Westens beheimatet sind. Das heutige Afrikabild im Westen steht unvermeidlich im Zusammen-

hang mit dem des 19. Jahrhunderts. Damals herrschten Kolonialisierungsideologien, die Afrika und Afrikaner lediglich als Mittel betrachteten, um das Verlangen des Westens nach Exotik, nach Wissenschaft, nach Wirtschaftsaufschwung und nach der Beherrschung der Welt zu stillen. Diese Ideologien förderten zugleich Überlegenheitsgefühle, die sich in der „zivilisatorischen Mission“ des Westens ausdrückten, zu der leider auch Missionare unkritisch beitrugen. Man ging davon aus, dass Afrikaner primitive und kulturlose Menschen seien, die dankbar sein müssten, von den Hochkulturen des Westens und vom Christentum profitieren zu dürfen, selbst unter demütigenden Umständen. Diese und andere von Rassismus

und Diskriminierung geprägten Denk- und Verhaltensweisen haben auch bei Afrikanern dramatische Folgen hinterlassen, nicht zuletzt Minderwertigkeitsgefühle. Auch wenn sich diese Situation längst geändert hat, so sind doch noch Restspuren der Überlegenheitsgefühle im westlichen kollektiven Bewusstsein zu finden, zumal die wirtschaftliche – und in mancher Hinsicht auch die politische – Abhängigkeit afrikanischer Länder gegenüber dem Westen auch heute noch gleichberechtigte Beziehungen auf Augenhöhe verhindert.

Privatsphäre und Notlage

Wie können Hilfsorganisationen auch in der Spendenwerbung dazu beitragen, ein korrektes und gerechtes Afrikabild zu vermitteln? Eine konkrete Antwort steht eigentlich den



Und noch zwei positive Beispiele. Frauen in Simbabwe beim Dreschen der Ernte: „Das Bild spornt an, sie mit Spenden zu unterstützen und verbreitet zutreffend die Ansicht, dass Frauen um die Zukunft ihrer Familien kämpfen.“ Junge Männer und Frauen bei ihrer Diplomfeier im Flüchtlingslager Kakuma: „Hier ist es eindeutig, dass die Spenden an den Flüchtlingsdienst der Jesuiten jungen Leuten eine bessere Zukunft ermöglichen. Dafür was es nicht nötig, eine extreme Notlage zu zeigen.“

Insidern zu, die die Richtlinien ihrer Hilfsorganisation entwerfen und den Kontext ihrer Arbeit besser kennen. Die Befolgung von ethischen Kodizes und internationalen Gesetzen ist sicher von großer Hilfe. Hierzu eignet sich beispielsweise Artikel 12 der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, der einen rechtlichen Schutz der Privatsphäre und des Rufes darstellt. Dieses und andere Gesetze verhindern schon mal, dass Nachrichten, Fotos oder Filmaufnahmen in den Medien technisch manipuliert werden, also die Realität zu einem unausgesprochenen Zweck verfälschen. Die Wirklichkeit zeigt jedoch, dass Menschen, die sich in einer großen Notlage befinden, in die Veröffentlichung von persönlichen Daten und Bildern, die ihnen später unangenehm oder schädlich sein

können, oft einwilligen und manchmal sogar fordern, selbst wenn sie ihre Rechte kennen. Die Vorgehensweise mancher korrupter Regierungen, nämlich die Notlage ihres Volkes systematisch zu verschleiern, um den Schein zu wahren, ist natürlich ebenso wenig eine Lösung.

Die Würde schützen

Bei aller Komplexität, die ein konkreter Kontext mit sich bringt, kann die Beachtung der guten alten goldenen Regel helfen: „Behandle andere so, wie du von ihnen behandelt werden willst.“ Eine philosophisch ausformulierte Version lässt sich bei Immanuel Kant finden: „Handle so, dass du die Menschheit, sowohl in deiner Person als in der Person eines jeden anderen, jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst.“ Das Wohl-

wollen und Engagement für Mitmenschen, insbesondere für Bedürftige, sind nicht nur Kernbestände des christlichen Gebots der Nächstenliebe, sondern fundamentale Prinzipien der Menschlichkeit, da sie die Würde des Menschen schützen und befördern. Erkennen die Mitarbeiter der Hilfsorganisationen, insbesondere die Berichterstatter, Fotografen und Medienbeauftragten die Grenzen, über die hinaus sie selber nicht dargestellt werden möchten, so werden sie auch die Grenzen erkennen, die beim Afrika-Bild im Westen überschritten werden. Das Entscheidende ist die Weise der Darstellung, die Rücksicht auf die Würde der Betroffenen nimmt.

*Achille Bundangandu SJ /
Rodrigue Naortangar SJ*



Die Würde des Leidenden

Pater Peter Balleis kennt als internationaler Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) viele Länder Afrikas sehr gut und ist auch als Fotograf ein Gewinn für unser weltweit-Magazin.

Im letzten weltweit-Heft vom Sommer 2014 hat die Jesuitenmission einige meiner Bilder veröffentlicht. Ich erinnere mich an jedes Bild, wann und wo, und vor allem warum ich es gemacht habe. Da ist das Titelbild mit den Universitätsstudenten bei ihrer Graduierungsfeier in einem Flüchtlingslager. Man sieht ihre Freude und ihre Hoffnung. Es sind Flüchtlinge aus Somalia, Äthiopien und Ruanda. Da ist das Foto einer älteren Frau auf der Titelseite des Rechenschaftsberichtes. Ich habe es Anfang dieses Jahres in unserem Alphabetisierungsprojekt im ostkongolesischen Masisi gemacht. Als Flüchtling und im hohen Alter lernt sie noch Lesen und Schreiben. Unter dem Applaus ihrer Mitschüler hat sie alles fehlerfrei an die Tafel geschrieben. Welch eine Würde und Freude!

Ungelenke Buchstaben

Ich habe auch ihre Hand fotografiert, mit der sie wie ein Erstklässler große ungelente Buchstaben in ihr Heft schreibt. Man könnte das Bild auch so interpretieren, dass es ein schlechtes Licht auf Afrika wirft, weil dort Menschen erst im hohen Alter Lesen und Schreiben lernen – wenn überhaupt. Bedienen die Fotos also ein falsches Afrikabild? Eigentlich hätte die abgebildete alte Dame schon vor mehr als 50 Jahren als Schulumädchen Lesen und Schreiben lernen sollen. Das hat sie aber nicht, weil sie in einem der afrikanischen Länder lebt, die zu den ärmsten dieser Welt zählen, mit niedrigem Bildungsniveau, geringer Lebenserwartung und minimalem Pro-Kopf-Einkommen. Es besteht ein Zusammenhang zwischen

niedriger Bildung und hohem Konfliktpotenzial, sprich Kriegen.

Gesichter, die bewegen

Vieles ist eine Frage der Perspektive, warum ich ein Foto mache und wie ein Betrachter es sieht oder sehen will. Aus der Sicht eines humanitären Helfers und Laienfotografen möchte ich einige Gedanken und Erfahrungen teilen. Ich habe viele Fotos von Menschen gemacht, nachdem ich sie vorher gefragt habe, weil mich ihre Würde und Schönheit, aber auch ihr Leiden, das in ihren Gesichtern zu sehen ist, innerlich bewegte. Durch die Fotos erinnere ich mich an ihr Gesicht und ihre Geschichte. Das, was mich bewegt beim Anblick eines Menschen, das bewegt vielleicht auch andere, die das Foto sehen und die Geschichte lesen.



Von meinem Meister, dem amerikanischen Fotografen und Jesuiten Don Doll, habe ich gelernt, dass jedes Motiv in einen Rahmen gesetzt werden muss, um zu wirken. Das Drumherum bei einer Aufnahme ist sehr wichtig, also der Kontext, das Umfeld. Im Falle von Flüchtlingen ist es eben das Flüchtlingslager und nicht ein schönes Hotel. Die Würde der Personen spricht dann noch einmal viel deutlicher, weil sie im Kontrast zu der menschenunwürdigen Situation steht, in der sich Flüchtlinge befinden.

Kein Motiv ohne Kontext

Der Kontext, der Rahmen, auch wenn er noch so elend ist, kann nicht weggelassen werden. Mein Meister lehrte mich auch, dass Fotos mehrere Schichten haben, da ist einmal der Vordergrund und dann gibt es mehrere Schichten des Hintergrunds. Die Realität von Menschen ist immer vielschichtig, dazu gehört Schönheit und hässliche Dinge, Würde und unwürdige Umstände.

Die Natur von Hilfswerken

Es liegt in der Natur der Aufgabe von Hilfswerken, dass sie für Menschen in Not da sind. Daraus ergibt sich von allein, dass ihre Bilder nicht ein Business Center in Johannesburg, eine Hotellounge mit schön gekleideten und erfolgreichen Menschen darstellen können. Es sind die Bilder der Menschen, denen sie mit ihrer Arbeit zu neuer Würde zu ver helfen suchen.

Die Welt muss hinschauen

Menschen, die unschuldig leiden, deren Leben durch die Gier und Machtsucht von Eliten und die daraus folgenden Kriege zerstört wird, die von zu Hause vertrieben werden, nun in einem Flüchtlingslager leben oder in einem Armenviertel einer Stadt, diese Menschen haben ein Recht darauf, dass ihr Leid bekannt und anerkannt wird. Wir hören von Menschen in Syrien, die furchtbar leiden, dass die Welt sie vergessen hat. Per Facebook und Twitter machen sie die Welt auf die neusten Gräueltaten

aufmerksam. Im Jahr 2009 habe ich täglich während des Krieges in Sri Lanka furchtbare Bilder von Leid und Tod per E-Mail erhalten. Es war den Menschen in der Kriegszone, in der 300.000 zusammengetrieben waren und von Flugzeugen und Artillerie beschossen wurden, wichtig, dass ihr Leiden bekannt wird. Es ist schon genug, wenn die Menschen leiden, aber wenn ihnen noch das Recht auf Anerkennung ihres Leidens abgesprochen wird, wenn die Welt so tut, als bestünde dieses Leid nicht, nur weil es nicht die schönen Bilder von smarten Bankern und erfolgreichen jungen Leuten sind, dann nimmt man ihnen ihre letzte Würde, die Würde des Leidenden. Nur wenn man dem Leidenden, den traumatisierten Menschen ins Gesicht schaut und den menschenunwürdigen Kontext sieht, werden wir als Menschen zum Mit-leiden und zur Hilfe bewegt, die dieses Leid mindern und diese Realität ändern kann.

Peter Balleis SJ

Danke für dein Engagement!

Jürgen Helm hat 50 Jahre lang die Jesuitenmission geprägt



Jürgen Helm wurde
feierlich verabschiedet.

Dreimal im Jahr trifft sich der ehrenamtliche Beirat der Jesuitenmission, um über Projektanträge zu entscheiden und dem Missionsprokurator auch in vielen anderen Fragen beratend zur Seite zu stehen. Nach der letzten Beiratssitzung im Juli wurde der langjährige Vorsitzende Jürgen Helm, der bereits seit Jugendzeiten der Jesuitenmission freundschaftlich verbunden ist, feierlich verabschiedet. „In den 50 Jahren Ihres ehrenamtlichen Dienstes waren Sie nicht selten die treibende Kraft hinter einer Reihe notwendiger Veränderungen, die aus der Missionsprokur Nürnberg ein international vernetztes Werk gemacht haben, das für den Jesuitenorden sehr wichtig ist“, würdigte der Brief des Generaloberen aus Rom den Einsatz von Jürgen Helm. Von Herzen danken wir ihm und seiner ganzen Familie für die tatkräftige Unterstützung der Jesuitenmission in all den Jahren.

Als neues Beiratsmitglied begrüßen wir Hermann Diel. Er ist Reporter beim Hessischen Rundfunk in Fulda, leidenschaftlicher Hobbymusiker und über den „Freundeskreis Pfarrer Dietz“ seit langem in der kirchlichen Entwicklungszusammenarbeit aktiv.

Zwei Jubiläen in Simbabwe

Makumbi wird 90 und St. Rupert's 50



Festgottesdienst und
Torten in St. Rupert's

Gleich zwei große Jubiläen gab es in den vergangenen Monaten in Simbabwe. Vom 17. bis 19. Juli 2014 feierte das Bistum Chinhoyi das 50-jährige Bestehen der Missionsstation St. Rupert Mayer. Während des Festgottesdienstes wurde besonders der 1978 in St. Rupert's ermordeten Jesuiten Gregor Richert und Bernhard Lisson gedacht. Erst nach Ende des Bürgerkrieges konnten Pfarrei, Schule und Klinik wieder eröffnet werden. Dass die Mission trotz aller Höhen und Tiefen 50 Jahre alt geworden ist, das allein sei schon ein Grund zum Feiern, waren sich P. Karl Herrmann SJ und die rund tausend Festgäste einig.

Am 1. Juni 2014 wurde der 90. Geburtstag der Missionsstation Makumbi gefeiert. „Das große Geschenk zum Jubiläum: Cephass Shambare aus unserer Gemeinde wurde zum Priester geweiht“, freute sich P. Heribert Müller SJ, der seit 2006 in Makumbi ist und die Leitung jetzt an P. Admire Nhika SJ übergibt. Pater Müller wird ab September in Mosambik die Zusammenarbeit innerhalb der südafrikanischen Region der Jesuiten stärken. „Ich danke allen Freunden der Makumbi Mission für die wunderbare Hilfe über die vergangenen Jahre. Bitte bleiben Sie den Kindern von Makumbi auch in Zukunft treu!“

Schwitzen gegen das Flüchtlingselend

150 Achtklässler erzielten Rekordergebnis beim Bruckner-Lauf



Wenn 150 Achtklässler einen ganzen Vormittag lang im Laufschriff ihr Schulhaus umrunden, dann ist Bruckner-Lauf. Seit vielen Jahren unterstützt das Anton-Bruckner-Gymnasium in Straubing mit der Benefizveranstaltung Entwicklungshilfe-Projekte. Die stolze Bilanz in diesem Jahr: Schüler und Lehrer bewältigten eine Strecke von zusammengerechnet etwa 2.000 Kilometern und erlebten damit rund 7.000 Euro für syrische Flüchtlinge und eine Schule im kolumbianischen Cali.

Möchten Sie in Ihrer Schule, Pfarrgemeinde oder Gruppe eine Spendenaktion durchführen und suchen noch ein Projekt oder Unterstützung? Unsere Spenderbetreuerin Kathrin Prinzing hilft Ihnen gerne: 0911 2346155 oder prinzing@jesuitenmission.de

Mit Bildern von syrischem Flüchtlingselend sowie dem immer noch gefährlichen Alltag am Rande der zweitgrößten Stadt Kolumbiens zwischen Korruption und Jugendgangs stimmte Judith Behnen von der Jesuitenmission die 13- und 14-jährigen Jugendlichen auf den Lauf ein. Am schlimmsten seien für die Menschen, die in Syrien auf der Flucht vor dem Bürgerkrieg seien, die ständige Angst um das eigene Leben, die Sorge um Familienangehörige und die Ungewissheit, was der nächste Tag bringen werde.

Jetzt bewerben: Ein Jahr anders leben

Der Freiwilligendienst für Weltbegeisterte

Sich auf den Weg machen, in eine neue Kultur eintauchen, in einem Sozialprojekt der Jesuiten mitarbeiten, sich für mehr Gerechtigkeit in unserer Einen Welt einsetzen – all das bietet ein Freiwilligenjahr als Jesuit Volunteer. Unser internationaler Freiwilligendienst richtet sich an Erwachsene ab 18 Jahren. Wer im nächsten Jahr nach dem Abitur, während des Studiums, als Sabbatjahr oder nach der aktiven Berufsphase einen Freiwilligeneinsatz in Osteuropa, Afrika, Asien oder Lateinamerika machen möchte, kann sich noch bis zum 15. Oktober 2014 bewerben.

Infos und Bewerbungsunterlagen: www.jesuit-volunteers.org



JV

jesuitvolunteers
DER FREIWILLIGENDIENST FÜR PAUL THOMAS DEUTSCH

Faszinierendes Reich der Widersprüche

Einblicke in die Arbeit der Jesuiten in China



Das Reich der Mitte ist ein faszinierendes und widersprüchliches Land. China wird nach wie vor von der kommunistischen Partei regiert, ist zugleich ein aggressiv-kapitalistischer Global Player auf dem Weltmarkt und zeichnet sich durch vielfältige Formen religiösen Lebens aus. Wie passt das zusammen? Der chinesische Provinzial Pater John Lee Hua SJ wird Einblicke in die aktuelle Situation sowie die sozialen Projekte der Jesuiten vor Ort geben.

Wir laden Sie herzlich ein zum Vortrag von P. John Lee Hua SJ am Dienstag, **23. September, 19 Uhr** in der Akademie CPH, Königstr. 64, 90402 Nürnberg

Nice to meet you!

Messe und Gesprächsrunde an jedem 2. Freitag im Monat

Regelmäßig besuchen uns Projektpartner in Nürnberg und auf Projektreisen erleben Mitarbeiter der Jesuitenmission hautnah die Wirklichkeit in anderen Regionen der Welt. Mit einer festen Terminreihe wollen wir Freunden, Förderern und Interessierten die Gelegenheit geben, stärker daran teilzuhaben. Jeden zweiten Freitag im Monat werden wir die Abendmesse um 17.45 Uhr in St. Klara gestalten und laden Sie anschließend in die Jesuitenmission ein, um von Projektpartnern und Mitarbeitern Spannendes aus der Einen Welt zu erfahren.

Termine: 12. September, 10. Oktober, 14. November, 12. Dezember, 9. Januar, 13. Februar

Ort: Offene Kirche St. Klara, Königstr. 64, 90402 Nürnberg

Themen: www.jesuitenmission.de/Termine





weltweit – die Jesuitenmission

Überall auf der Welt leben Jesuiten mit den Armen, teilen ihre Not, setzen sich für Gerechtigkeit und Glaube ein. Über dieses weltweite Netzwerk fördert die Jesuitenmission dank Ihrer Spenden rund 600 Projekte in mehr als 50 Ländern. Sie leistet Unterstützung in den Bereichen Armutsbekämpfung, Flüchtlingshilfe, Bildung, Gesundheit, Ökologie, Menschenrechte und Pastoralarbeit.

weltweit – das Magazin

gibt viermal im Jahr einen Einblick in das Leben und die Arbeit unserer Missionare, Partner und Freiwilligen.

Herausgeber: Klaus Vähröder SJ
Redaktion: Judith Behnen
Gestaltung: Katja Pelzner, dialog
Druck auf zertifiziertem Papier aus nachhaltiger Forstwirtschaft: EOS St. Ottilien
ISSN 1860-1057, erscheint vierteljährlich
Ausgabe: 3/2014 – Herbst

Bildnachweise:

Prison Ministry Thailand (Titel, S.4-7, S.11),
Noack (S.2), Prinzing (S.8-10), Hengst SJ
(S.12-13, S.15), Strothjohann (S.14), Balleis SJ
(S.16, S.21, S.26, S.29, S.30-31, Rücktitel),
Polten SJ (S.17), Ender (S.18-19, S.27, S.29, S.34-35),
Lipke SJ (S.20), SJ-Bild (S.20), Reiswich (S.22),
Archiv (S.23), Langner/Fendel (S.24-25), Behnen (S.26),
Lauer (S.27), Grillmeyer (S.28), Birkle (S.28), Helm
(S.32), Rwozi (S.32), ABG (S.33), Wider (S.34)

Leserbriefe bitte an:

Redaktion *weltweit*
Königstraße 64, 90402 Nürnberg
Tel. 0911 23 46-160, Fax -161
weltweit@jesuitenmission.de
www.jesuitenmission.de

Spendenkonto: 5 115 582
Liga Bank, BLZ 750 903 00
IBAN: DE61 7509 0300 0005 1155 82
SWIFT: GENO DEF1 M05



**Ja, schicken Sie mir weltweit – das Magazin
der Jesuitenmission ab der nächsten Ausgabe
bitte kostenlos zu. (Für neue Abonnenten)**

Vorname, Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail (falls vorhanden)

Geburtsdatum (freiwillige Angabe)

Deutsche Post 
ANTWORT

An die
Jesuitenmission
Redaktion *weltweit*
Königstraße 64
90402 Nürnberg

Danke für Ihre Unterstützung!



jesuitenmission.de

Königstr. 64 • 90402 Nürnberg

Telefon: 0911 2346-160

E-Mail: prokur@jesuitenmission.de

IBAN: DE61 7509 0300 0005 1155 82

SWIFT-BIC: GENO DEF1 M05